

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bernd hatte Baron Derfeld gefallen. Das war ein weidgerechter Jäger nach seinem Sinn! Der sollte einen Auerhahn schießen und auf die Birch mit ihm gehen. Bernd war in Vorzügen frei und glücklich. Hier wehte eine frischere Luft, hier ahnte niemand etwas von der Last, die er nun schon bald ein und ein halbes Jahr trug. — Er gab sich so, wie er war, ohne jene Zurückhaltung, die er daheim beobachtete. Man kam ihm sehr freundlich entgegen. Die Baronin Derfeld suchte es ihren Gästen behaglich zu machen, und der ältere Sohn fand großes Gefallen an dem Gast. Derfeld fragte Bernd, ob er ihm nicht bei der Wahl eines Gutes raten könne, auf dem Fritz als Volontär tätig sein sollte.

In Willkürmen war jetzt ein tüchtiger Verwalter, der geeignet erschien, jungen Leuten die Landwirtschaft beizubringen. So wurde denn verabredet, daß der Sohn Derfelds im Sommer nach Ostpreußen gehen sollte, und Bernd freute sich darüber, den frischen, stets fröhlichen Jüngling in seiner Nähe zu wissen.

Zwei prächtige Auerhähne erlegte Stetten mit sicherem Schuß. Er schrieb es nach Berlin der Mutter und seinen Schwestern

und erwähnte auch, daß der junge Derfeld demnächst nach Willkürmen zwecks Erlernung der Landwirtschaft käme.

Frau von Stetten freute sich des frischen Tones im Brief ihres Sorgenkinds, wie sie Bernd heimlich nannte.

Die Damen hatten mit der Besorgung der Ausstattung zu tun, denn obgleich das schöne Haus des Sanitätsrates vollkommen

möbliert war, so gab es doch allerlei zu besorgen: Wäsche und Kleider für Margarete. Und wie gern unterzog sich die Mutter dieser Aufgabe. Als sie nach vierzehn Tagen nach Ilfenruh zurückreiste, tat sie dies freudigen Herzens in Erwartung der kommenden Tage. Sie und ihre Lieben freuten sich auf den Sommer, der sie vereinen sollte, um das Hochzeitsfest, Margaretens zu feiern.

Margarete war nach wie vor tätig im Bureau. Ihr Verlobter fand dies richtig, und sie meinte, die Zeit würde ihr sonst bis zum Abend, der ihn in ihre Arme führte, allzu lang werden.

Werners waren aufrichtig erfreut über die Verlobung des ihnen wertigen Mannes mit Fräulein von Stetten gewesen.

„Ich werde Sie sehr im Bureau vermissen,“ sagte Werner eines Tages, „eine so tüchtige Kraft läßt sich schwer ersetzen.“

Frau von Holtern erzählte der Freundin, daß bei Streblins ein kleines Mädchen geboren war, das bald nachher starb. Frau Meta war mit der Mutter ins Bad gereist, und ihr Mann lebte

fast nur noch

im Kasino. —

Silbe sah angegriffen aus während der letzten Wochen bis zum Examen. Sie sah oft bis tief in die Nacht hinein über ihre Peste und Bücher geneigt. Tante Dörtdchen pflegte und verwöhnte sie, und Margarete tat desgleichen.

Heute hatte Margarete sich von ihrem Chef verabschiedet und auch dem Personal im Bureau Lebewohl gesagt.

Nun warteten Dörtdchen und Margarete ungeduldig auf Silbes Heimkehr;

sollten sie doch erfahren, ob sie das Reisezeugnis erhalten hatte.

„Bestanden!“ jubelte das junge Mädchen und stürmte in das Zimmer, „seht mich an und habt Respekt vor mir!“

Sie umfaßte die Schwester und tanzte einen wilden Walzer mit ihr. Dazu sang sie nach einer bekannten Melodie immerzu die Worte: „Bestanden, gut bestanden!“



Österreichische Kavalleriereferven an der italienischen Grenze.

„Aber, Kindchen, du weißt noch alles um“, ermahnte Tante Dörchen erschrocken.
„Tut nichts, Tanten, ich könnte heute etwas Tolles vor lauter Freude anrichten!“ rief Hilbe ausgelassen.

„Wir wollen gleich der Mutter eine Drahtnachricht schicken“, sagte Margarete. „Wird die sich freuen und Bernd mit ihr!“

Wengern erfuhr die gute Kunde am Abend. Man verabredete, daß man am nächsten Dienstag nach Ilsern abreisen wollte.

„Nun bist du bald meine Frau“, sagte Wengern glücklich.

Sie war es gleich ihm. Sie sah ihn mit jenem tiefen Blick an, der mehr als Worte verriet. —

Das kleine Haus in Ilsern öffnete weit die Tür für die vier Nehestenden. Trina hatte es sich nicht nehmen lassen, ein grünes Gewinde über die Eingangstür zu hängen, und ein großes Schild mit dem Worte „Willkommen“ hatte Jochen auf ihre Bitte darunter befestigt.

Einen einzigen Gast lud man zur Hochzeit ein. Bernd wünschte, daß der junge Dersfeld Trauzeuge sei; dieser begleitete ihn und das Brautpaar auch zum Standesamt.

Hilbe lachte über die Länge des jungen Kurländers. Er war nichts weniger denn hübsch. Hellblond, das Gesicht voller Sommersprossen und keinen Schnurbart. Der gehörte doch zuallererst zu einem Mann, wenigstens wie sie ihn sich dachte. Am besten gefielen ihr noch die Schmissen, die seine Wangen und Stirn zierten und seine blauen, freundlichen Augen, in denen es von Lebenslust blühte. — Desto mehr gefiel sie ihm. Die kleine zierliche Gestalt, die lichtbraunen Haare, die sich so reich um ihr hübsches Köpfchen kräuselten, die schelmischen Grinsen, die dunkelgrünen Augen, kurz das ganze Persönchen. Fris von Dersfeld schwärmte für Damen, die klein und zart waren. Seine erste Liebe, eine Cousine in Kurland, die älter war als er, entsprach diesem Ideal. Sie hatte geheiratet und nicht auf ihn gewartet; er grämte sich nicht darum.

„Ich luche, bis ich jemanden finde, der ihr gleicht“, dachte er philosophisch. —

Die kleine Dorfkirche war Kopf an Kopf gefüllt, als das Brautpaar vor dem Altar stand. Noch nie war eine so wunderschöne Braut in das schlichte Gotteshaus getreten, und der Mann an ihrer Seite paßte zu ihr, der sah ebenso vornehm und stattlich aus wie sie. — So huschte man sich zu.

Pastor Hildebrandt hielt eine herrliche Rede über den Spruch: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.“

Hilbe weinte fast die ganze Zeit. Sie war von den letzten anstrengenden Wochen nervös und es fiel ihr schwer, die Schwester herzugeben.

Bernd stand mit in sich gekehrtem Gesichtsausdruck da. Er sagte sich, daß er wohl nie solch ein Glück erleben werde, daß er nie ein geliebtes Weib zum Altar führen dürfe; mit dem ihm anhaftenden Brandmal war er von solch rein menschlicher Wonne ausgeschlossen.

Die Glocken des Kirchleins läuteten; Margarete und Wengern waren Mann und Weib. Sie schreitet an seinem Arm hinaus, er hebt sie in das kleine Coupé und folgt ihr.

In Ilsern stand eine festlich gedeckte Tafel; Myrtenkränze und weiße Blüten hatte Hilbe geschmackvoll auf das glänzende Tinnen gestreut. — Eine Kochfrau waltete mit Trinas Hilfe ihres Amtes. Die alte, treue Dienerin stand neben Jochen da und gratulierte dem jungen Paar. Sie redete Margarete als Erste mit „Frau Baronin“ an.

Pastors waren auch eingeladen, und das kleine Mahl verlief in heiterer Stimmung. Hildebrandt hielt eine launige Tischrede, und Bernd erwiderte einige Worte. Er schien fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Was er dabei innerlich durchmachte, sollte niemand ahnen.

Nun ist das junge Paar fortgeslogen, begleitet von den Segenswünschen der Mutter, von Tante Dörchens freundlichen Worten, von Hilbes Tränen.

Hilbe verkriecht sich in der Laube; sie schämt sich, so verweinte Augen zu haben.

„Gewiß sehe ich greulich aus“, denkt sie.

„Fräulein von Stetten, so weinen Sie doch nicht, Ihre Schwester ist doch glücklich.“

Fris von Dersfeld steht vor ihr.

„Lassen Sie mich in Ruhe“, entgegnet Hilbe; es ist ihr unangenehm, daß er sie in dieser wenig vorteilhaften Verfassung sieht. Er bleibt trotz ihrer unfreundlichen Worte stehen.

„Was wollen Sie noch?“ fragt sie ungeduldig.

„Sie trösten“, entgegnet er.

„Das können Sie nicht!“ ruft sie, ärgerlich aufspringend.

Groß und breit steht er vor dem Eingang der Laube.

„Lassen Sie mich durch!“

„Nicht eher, bis Sie mir versprechen, nicht mehr zu weinen.“

Sie schiebt ihn zur Seite und ist seinen Blicken entschuldend. „Frei pfeift leise vor sich hin.“
„Kleiner Tropf“, denkt er, „aber sie hat Schmeiß, und das gefällt mir gerade.“

Ende Juni kündigte Brömmeler Bernd seine Ankunft in Willshemen an. „Ich komme vorläufig ohne Frau und Tochter“, schrieb er, „sie sind in Berlin und haben Toilettenjorgen, werden aber in etwa einer Woche folgen.“

Bernd empfing den Onkel am Bahnhof. Der alte Herr war in rosigster Laune und begrüßte den Neffen herzlich. Er war sehr zufrieden mit der Einrichtung des Hauses, und als er am andern Tage Einsicht in die Bewirtschaftung des Gutes genommen, sprach er sich sehr lobend darüber aus. Jetzt waren die Ställe in guter Ordnung, die Felber versprachen reichen Ertrag, und im Walde war eine geregelte Forstverwaltung an Stelle der früheren Verwahrlosung getreten.

„Junge, du bist ein ganzer Kerl“, sagte Brömmeler, „ich habe einen Griff in den Glückstopf getan, als ich dich herbeirief.“

Frau von Stetten freute sich, den Better wiederzusehen; mit Hilbe neckte er sich und fand sie allerliebste.

„Ich denke, Ise und du werdet euch gut miteinander einleben“, sagte Onkel Hugo. „Du mußt oft zu uns kommen.“

Auch Hilbe freute sich auf die gleichaltrige Gefährtin. —

Margarete schrieb glückselige Briefe von der Hochzeitsreise. Sie waren im bayerischen Hochgebirge und in München gewesen, nun sollte es nach Tirol und den oberitalienischen Seen gehen. „Ende Juni kehren Keiner und ich nach Berlin zurück; o, wie freue ich mich auf unser Heim!“ —

Eine Geschäftsreise nach Tilsit hielt Bernd zwei Tage fern. Er eilte zurück, die Heuernte war in vollem Gange.

Eines Tages stand er in hohen Stiefeln und seinem abgetragenen Joppenrod auf dem Felde und beaufsichtigte die Arbeit, da hörte er hinter sich den Galopp eines Pferdes. Eine ihm bisher unbekannte junge Dame sprengte über einen Graben. Sie ritt einen Braunen, der sich bäumte und dem geübten Kennerrauge Bernd's kein Zutrauen einflößte. Sollte das die Tochter Brömmeler's sein?

„Ach, heben Sie doch meine Reitgerte auf“, sagte eine befehlende Stimme neben ihm, „ich habe sie fallen lassen.“

Die Reiterin zügelte das im Gebiß schäumende Pferd, das ungeduldig mit dem Fuß scharrte.

Der Ton der jungen Dame ärgerte Bernd. Er rief einen Knecht und ließ sich von diesem die Gerte bringen, dann verbeugte er sich tabellos vor der jungen Dame.

„Hier!“ Er reichte ihr die Reitpeitsche hinauf.

Befremdet blickte sie ihn an.

Im nächsten Moment sagte sie davon.

Bernd zuckte die Achseln, dann vergaß er die kleine Begebenheit.

Am nächsten Tage hatte er in Willshemen zu tun. Er ritt hinüber und fand Brömmeler in seinem Schreibzimmer. Nachdem sie das Nötige besprochen hatten, sagte der Onkel:

„Komm' mit, ich werde dich meinen Damen vorstellen.“

„Es ist nicht zu vermeiden“, dachte Bernd und folgte Brömmeler, der auf die Terrasse ging. Dort saßen Mutter und Tochter.

„Liebe Emma“, sagte Hugo, „hier unser Neffe Bernd von Stetten.“

Bernd küßte die Hand der alten Dame.

„Und hier deine Cousine Ise.“

Das junge Mädchen erröte; sie erkannte den, der ihr gestern auf dem Felde begegnet war.

Bernd verbeugte sich förmlich.

„Na, so gebt euch doch die Hand“, bestimmte Onkel Hugo.

Eine Sekunde berührte die weiche Mädchenhand diejenige Bernd's. Keiner von beiden erwähnte ihre gestrige Begegnung.

Die Einladung, den Abend über bei Brömmeler's zu bleiben, lehnte Bernd ab, indem er dringende Arbeit vorschüßte, aber er mußte versprechen, bald wiederzukommen.

„Wie ernst, ja, ich möchte sagen, düster er aussieht“, bemerkte Frau von Brömmeler, „er macht auf mich den Eindruck, als trüge er eine Sorge mit sich herum.“

Ihr Mann brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

Während Bernd's Abwesenheit von Ilsern war ein Brief an Frau von Stetten angekommen; er war von ihrem Schwager Wilhelm aus Medlenburg. Dieser schrieb, daß es seinem fränkischen Sohne Ernst besser gehe, nachdem er den Winter in Davos zugebracht, daß die Ärzte aber noch eine Wiederholung der Kur wünschten, damit die schwachen Lungen sich noch genügend kräftigen. Baron Stetten fragte an, ob Bernd nicht eventuell nach Weiden, so hieß das Majorat, kommen wolle, um vertretungsweise die Wirtschaft zu übernehmen.

Bernd's Augen leuchteten. Er liebte das jahrzehntelang der Familie gehörende Gut. War er doch oft mit den Eltern als

Anabe dort gewesen! Verehrte er doch sehr den Bruder seines Vaters! Aber nur kurze Zeit lag der frohe Ausdruck auf seinem Gesicht; es verdüsterte sich wieder, und er sagte:

„Ich kann nicht hin, Mutter; du weißt warum.“

„Wie gefällt dir Cousine Ilse?“ fragte Hildegard neugierig, als sie am Abend auf der Veranda saßen. „Ist sie hübsch?“

„Daß ihr Damen das immer zuerst fragen müßt“, gab Bernd zurüd. „Ich weiß es wirklich nicht; ich habe sie daraußhin kaum angesehen, aber Tante Emma muß man auf den ersten Blick gern haben“, schloß er aufstehend.

„Wohin gehst du?“ fragte seine Mutter. „Kannst du nicht bleiben, es ist so schön heute Abend hier draußen.“

„Ich habe noch zu arbeiten, gute Nacht“, entgegnete Bernd.

Als er fort war, saßen Hilbe und Frau von Stetten eine Weile schweigend da; dann sagte letztere:

„Bernd hätte gern Onkel Wilhelm's Vorschlag angenommen und wäre nach Weiden gegangen.“

„Warum tut er es nicht?“ fragte Hilbe mit der Gedankenlosigkeit ihrer achtzehn Jahre.

„Du weißt nicht warum, Kind? Hast du vergessen, was deines armen Bruders Leben vernichtet hat? Warum er hier in diesem weltentlegenen Winkel weilt?“

„Ach, Mutter, wird denn die Wahrheit nie an den Tag kommen!“ rief Hilbe, „wird Bernd nie frei und glücklich werden? Es ist schrecklich, daran zu denken!“

Frau von Stetten stand auf.

„Wir wollen zu dem beten, der allein helfen kann“, sagte sie gläubig.

„Mutter, Tante Dörchen und ich hätten dich gern in Berlin bei uns“, sagte Hilbe, „es wird sehr einsam sein ohne Margarete.“

„Davon kann keine Rede sein; ich muß bei Bernd bleiben“, versetzte Frau von Stetten. „Er braucht mich mehr als ihr.“

Sie ging ins Haus. Hilbe blieb träumend sitzen.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Kein Lüftchen regte sich, der Duft des frischgemähten Heus zog herüber, und auf der Wiese braute der Nebel. Ein Nachtvogel rief in der Ferne; droben bligten Millionen von hellen Sternen.

Ein Schritt nahte sich der Veranda. Hilbe blickte auf. Eine lange Gestalt schwang sich über den niederen Staketenzaun.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein“, sagte Dersfeld's heitere Stimme.

„Ach, Sie sind es“, fiel es gedehnt von Hilbe's Lippen, obgleich sie ihn schon erkannt hatte.

„Wie Sie sehen, in Person.“

Er setzte sich neben das junge Mädchen.

„Ich werde gleich die Mutter rufen.“

„Ach nein, das hat noch Zeit“, entgegnete Dersfeld gemächlich.

„Sind Sie durstig? Mögen Sie eine Erfrischung? Ich hole sie.“

„Nein, Sie können nicht durch.“

Er streckte seine langen Beine vor der Verandatür aus, so daß es unmöglich war, hindüberzukommen.

„Durstig bin ich wohl“, bemerkte er dabei.

Hilbe lachte schnippisch.

„Deshalb kommen Sie wohl her“, neckte sie lachend.

„Nein, ich wollte Sie wiedersehen. Es ist eine Ewigkeit her, seit ich das Vergnügen hatte.“

„Sie waren vorgestern hier.“

„Nun ja, zugegeben, aber das sind achtundvierzig Stunden. Ist das nicht eine Ewigkeit, wenn —“

Sie unterbrach ihn rasch.

„Für mich nicht.“

„Ja, das glaube ich, aber für mich wohl.“

„Nun, Sie haben jetzt doch Zerstreuung genug in Willkähmen, seit Cousine Ilse dort ist“, bemerkte Hilbe.

„Die zählt nicht mit. Erstens sehe ich sie selten, da ich beim Verwalter im Nebengebäude wohne und dann: sie ist nicht mein Genre. Sie wissen doch: Jeder nach seinem Geschmack.“

„Ja, da ist wahr; mein Geschmack ist sehr ausgeprägt.“

„Darf ich erfahren, nach welcher Seite er neigt?“

„Gewiß; ich schwärme für dunkle Haare und Augen. Und einen — Schnurrbart muß mein männliches Ideal besitzen! Das ist eine Hauptbedingung, damit mir ein Mann gefällt!“

Dersfeld zupfte ärgerlich an den blonden Härchen auf seiner Oberlippe. „Dann darf er nicht zu groß sein. Ich kann solche Hünengestalten nicht leiden.“

„Da, nun hast du es, nun wirst du hoffentlich gehen“, dachte Hildegard zufrieden. Aber Dersfeld drückte sich nicht, er sagte nur gemächlich: „Ich laufe also keine Gefahr, als ihr Ideal in Betracht zu kommen?“

„Sie!“

Hilbe brach in ein silbernes Lachen aus. Er stimmte mit ein.

„Nun, aufrichtig sind Sie, das muß man Ihnen lassen.“

„Ja, Aufrichtigkeit ist eine schätzenswerte Tugend“, lautete die salbungsvolle Antwort.

„Wissen Sie, was ich möchte?“ fragte Dersfeld plötzlich.

„Nein, ich bin leider keine Gedankenleserin.“

„Einmal mit Ihnen tanzen. Sie tanzen doch gern?“

„Leidenschaftlich“, versicherte Hilbe. „Aber warum möchten Sie es?“

„Um Sie ganz in meiner Gewalt zu haben. Dann müßten Sie so tun, wie ich wollte, es gäbe da kein Sträuben.“

„Das klingt ganz gefährlich. Ich danke für die Ehre.“

„Sie würden doch gern mit mir tanzen, wenn Sie es erst einmal versucht hätten; ich soll nämlich ein ganz leidlicher Tänzer sein. Ob wir es nicht gleich tun? Einmal nur um den Rasenplatz? Was meinen Sie, gnädiges Fräulein?“

Dersfeld begann den Walzer aus der lustigen Wittve zu pfeifen. Es zuckte Hilbe in den Fäßen. Nein, sie konnte nicht länger widerstehen! Sie stand schnell auf.

„Ich will, aber nur bedingungsweise“, sagte sie. „Wenn ich rufe: Schluß, so geben Sie mich frei, Herr von Dersfeld.“

„Selbstverständlich. Verlassen Sie sich darauf.“

Er legte den Arm um ihre schlank Taille, und sie tanzten herum und wieder herum, weiter in den Gängen des Gartens.

„Er hat recht“, dachte Hilbe, „er tanzt ausgezeichnet.“

„Schluß!“ rief sie endlich.

Er gab sie sofort frei. Hochaufatmend reckte er seine lange Gestalt. Sie stand ebenfalls schneller atmend vor ihm. Ihr Haar hing etwas verwirrt um ihren Kopf und ihre munteren Augen schimmerten; sie erschien ihm so zu reizend.

„Nun, habe ich zuviel gesagt?“ fragte Dersfeld. „War ich ein harter Kertermeister, so lange ich Sie gefangen hielt?“

Er neigte sich über Hilbe und sah sie lachend an.

„Nein, es war recht schön“, antwortete sie gedehnt.

„Nur das?“ rief er enttäuscht.

„Ist das nicht genug? Sie dürfen nicht eitel werden, alle Männer sind es!“

„Und die Damen etwa nicht?“ fragte er.

„Lange nicht so wie das sogenannte starke Geschlecht.“

„Wollen Sie noch einmal tanzen? Sind Sie noch müde?“

„Müde“, lachte sie, „von dem Bißchen?“

„Na, denn los!“

Diesmal kam der reizende Walzertraum an die Reihe. Dersfeld piffte ihn wunderhübsch.

„Dort draußen im duftigen Garten“, sumnte Hilbe dazu. Es war dies der Text zu der einschmeichelnden Melodie.

Dersfeld hörte auf zu pfeifen. Bei der Schlusstrophe sekundierte seine tiefe Stimme der hellen Hilbe's:

Einmal noch leben, eh es vorbei,

Einmal noch lieben im Monat Mai.“

„Schluß!“ rief Hilbe und entzog sich den Armen, die sie nur ungern freigaben.

„Passen die letzten Worte auch für den Juni?“ fragte Dersfeld, als sie wieder auf der Veranda saßen.

„Nein, nur für den Mai“, entgegnete Hilbe schnippisch.

„Aber der Mai kommt wieder.“

„Gott, welche geistreiche Bemerkung!“

„Und wenn er wiederkehrt —“

„Dann bin ich ehrfame Lehrerin an irgendeiner Schule.“

„Nein, das sollen Sie nicht.“

„Doch, das werde ich, Sie können es mir nicht verbieten.“

„Sie passen ja gar nicht dazu.“

„So? Nun wozu denn?“

„Zum Heiraten, einen Mann glücklich zu machen.“

„Ha! ha! ha! das habe ich mir nie gewünscht!“

„Also wollen Sie eine alte Jungfer werden?“

„Gern. So eine wie Tante Dörchen! Ist die nicht lieb?“

„Sni! kann wohl sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Mariechen.

Von Rosa Gerheuser. (Nachdruck verboten.)

Es war ein schwüler Sommerabend, drügend lag noch die Hitze über der Stadt, eine dumpfe Luft erfüllte die engen Straßen Alt-Stuttgart's, es war, als könne man heute keinen freien Atemzug holen. Die Menschen, die vor der Türe standen in der leisen Hoffnung, ein wenig frische Luft erhaschen zu können, seufzten pustend und wüschten sich die erhitzten Gesichter; sie sahen nach dem Himmel, ob sich nicht dort vielleicht ein „Schäfchen“ zeigte, einen erfrischenden Regen verkündend, aber der Himmel war heute Abend tief blau und die unzähligen kleinen Eintagsfliegen, die unaufhörlich in den letzten Sonnenstrahlen herumtanzten, prophezeiten, daß der morgige Tag noch heißer werden sollte. Hoch



Trastseilbahn zur Beförderung von Verwundeten aus den Höhenstellungen.

oben im vierten Stod eines der alten Giebelhäuser, die sich vorn überbeugen, als seien sie ihres Daseins etwas müde, prangten auf den Fensterbänken rote Kletterpflanzen über die alte, verwitterte Fensterbelleidung und spähten zu den niedrigen Fenstern hinein.

Ein blonder Mädchentopf beugte sich über eine Näharbeit. Die Wangen der fleißigen Arbeiterin waren leicht gerötet von dem Eifer, mit welchem die Finger über den weißen Batist glitten.

„Mußt du denn immer noch nähen, armes Kind?“ sagte die Mutter, die eben eintrat und die Lampe anzündete, „verdirbst dir ja die Augen so im Dämmerlicht! Kannst denn noch nicht Feierabend machen?“

„Heute nimmer, Mutterle!“ antwortete fröhlich das junge Mädchen, „’s ist ja meine Bluse, die noch fertig werden muß, diesmal meine Bluse für meine Sommerfrische!“ und sie lachte hell auf, legte die Arbeit einen Augenblick beiseite, erhob sich und gab dem Mütterlein einen Kuß auf beide Wangen. „O Mutterle! wie ich mich auf unsere ‚Sommerfrische‘ freue,“ jubelte sie dabei, „ich kann’s nicht sagen! Morgen reisen meine letzten Kunden ab und ich habe dann jedenfalls für vierzehn Tage rein gar nichts zu tun! Ist das nicht herrlich, Mutterle!“

Tag für Tag, seitdem das Jahr begonnen hatte, war das Mariechen, die Hausnäherin, in den engen dämpften Stuben gefesselt von früh morgens bis oft spät in die Nacht hinein, immer eifrig über ihre Arbeit gebückt, so daß sie sich selbst oft wunderte, daß ihr der Rücken dennoch so kerngesund geblieben war und ihr froher Sinn und heiteres Gemüt so sonnig und hell wie in den Tagen ihrer Kindheit. Mariechen wohnte schon seit sechs Jahren, seitdem der Vater gestorben war, mit der Mutter im Dachstock des alten Giebelhauses in dem engen Gäßlein Alt-Stuttgart. Es war eine unschöne Straße, ganz stiefmütterlich vom Sonnenschein beschienen, aber in den zwei Stübchen, welche die Witwe bewohnte, war es dennoch sonnig, wenn des jungen Mädchens klare Stimme sie mit ihrem Plaudern und Singen füllte, und das gütige Lächeln der Mutter war so lieb und wohlthuend wie Sonnenschein. Sauber und blank war alles in dem Raum; am Fenster sang ein Kanarienvogel um die Wette mit den Schwalben, die über den Dächern hoch oben in der Abendluft herumflogen. Es war Mariechen immer das höchste, wenn sie von der Arbeit heimkehrte, noch ein paar Abendstunden mit der Mutter zubringen zu können; aber in der letzten Zeit war sie sehr oft spät heimgekommen, gewöhnlich recht

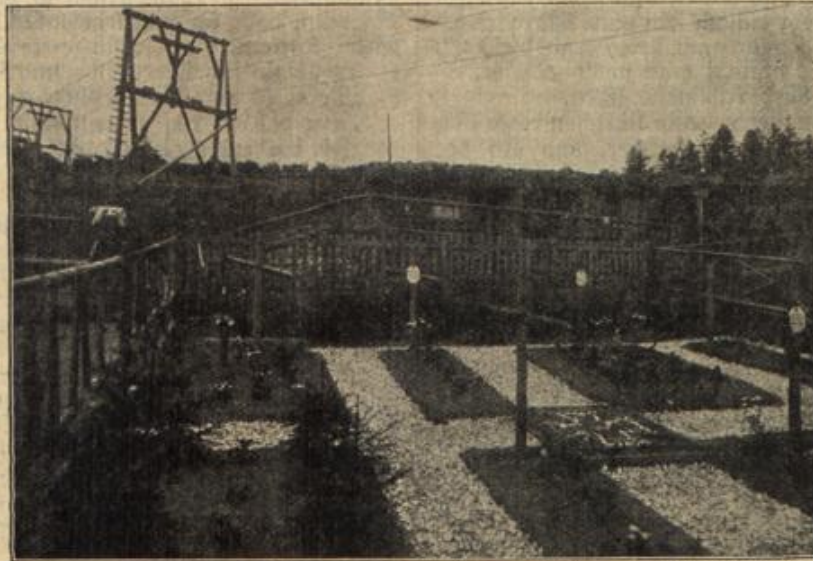
müde und abgespannt, denn ihre Kunden hatten alle schrecklich viele neue Sachen nötig! In den letzten Jahren wurden die Leute immer anspruchsvoller, und obwohl Mariechens Kunden nicht gerade zu den oberen Zehntausend zählten, so waren es doch Leute, die sich möglichst zur Geltung zu bringen suchten. Mariechen mußte sich oft tüchtig anstrengen, um die Wünsche und Ansprüche ihrer Kundinnen und deren Töchter zu befriedigen. Wie oft stand sie morgens, wenn sie zur Arbeit ging, noch fünf Minuten vor dem Schau- fenster eines vornehmen Konfektionsgeschäfts und holte sich da und dort eine gute „Idee“ für die Toilette ihrer Kundinnen. Dieselben „verreisten“ nämlich jeden Sommer aus Stuttgart, und wenn’s nur nach Calw war — und für diese Sommerfrischen wurde jedes weibliche Mitglied der Familie neu ausgerüstet mit wenigstens einem neuen Kleid; außerdem mußten sämtliche älteren Kleider neu aufgefrischt werden. So war es begreiflich, daß Mariechen in diesen letzten Wochen gar keine freie Zeit gehabt hatte.

„Wie mühte es doch schön sein, auch in die Sommerfrische zu reisen!“ hatte das junge Mädchen schon manchmal gedacht, wenn sie die steilen, alten Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg; daselbst sagte sie soeben zu ihrer Mutter heute abend. „Revisors reisen morgen nach Oberstdorf, das ganz in den Alpen ist. Mutterle, o wie schön muß es dort sein! Und weißt du, Mutter, ich glaube, ihre Älteste wird sich dort verloben, das kommt ja so oft vor, wenn man in die Sommerfrische verreist! — Ich weiß, sie haben schon lang den reichen Kaufmann Stolz im Sinn für ihre Tochter.

Er reist nämlich auch mit seinen Eltern nach Oberstdorf; durch mich haben es Revisors erfahren, wer weiß, ob sie nicht bloß deshalb auch nach Oberstdorf gehen. Wirst ja sehen, Mutter, bis Weihnachten muß ich für Fräulein Hedwig das Brautkleid machen — mein erstes Brautkleid! Ach, wird das eine Freude sein! Die Frau Revisor hat schon gefragt, ob ich in den ersten Wochen vom September zu ihnen kommen könne. Fräulein Hedwig kommt ganz gewiß als Braut zurück!“

„Ach, die haben es gut, die in die Sommerfrische verreisen können!“ seufzte die Mutter. „Du könntest es gewiß eher brauchen, die gute Lust und die Ruhe und Pflege, als manche andere. ’s ist mir immer eine Sorge, ob

es deiner Gesundheit nicht am Ende schadet, das ewige Nähen! Ja, wenn dein Vater nicht so früh gestorben wäre, dann brauchtest du dich in deiner Jugend nicht so abzuplagen, armes Kind! Wir hatten anderes im Sinn für unser einziges Kind, dein Vater und



Ruhestätte Gefallener, angelegt von ihren Kameraden. Im Hintergrund die Trastseilbahn.



Deutsche Kriegsbilder aus den Vogesen.

Eine Kaffeemühle mit Wasserbetrieb zum Mahlen des Kaffeebedarfs an Kaffee.



„Villa Konstantia“, unterirdische Ungeziefervernichtungs-Anstalt und Desinfektionsanlage in einer Waldstadt in Rußisch-Polen.

ich, kannst mir's glauben, Mariechen, und wenn der Vater gelebt hätte und das Geschäft gut gegangen wäre, dann hätte sich unser Stund mit den Töchtern der besten Familien des Städtchens D. . . messen können. Schau, Mariechen, das tut mir so weh, daß du so gar keine Freude hast, nichts als Arbeit, und du hast gewiß dasselbe Recht auf eine glückliche Jugend wie ein anderes Menschenkind!“



Vizeadmiral Merien,

Delegierter des osmanischen Großen Hauptquartiers und deutscher Befehlshaber an den Dardanellen.

immer nur arbeitet und schafft, damit ihre Mutter es in ihren alten Tagen leichter hat! Aber wenn ich nicht mehr da bin, mein armes Kind, was dann?“

„Dann habe ich den lieben Gott, Mutter!“

„Ja, mein Kind,“ sagte die Mutter weich und legte wie segnend die Hand auf den blonden Mädchentopf, „dann hast du den lieben Gott, der wird für dich sorgen!“

Mariechen stand mit der Sonne auf und half der Mutter die kleine Wohnung in Ordnung bringen und dann setzten sich die beiden stolz in die Straßenbahn. „Westbahnhof!“ sagte jedesmal

„Aber Mutterle, wie schwätze! du nur heut' abend? Hab' ich's denn nicht gut im Leben?! Habe ich doch dich, sind wir nicht glücklich und zufrieden in unserem lieben kleinen Heim? Haben wir nicht jeden Sonntag für uns — vormittags in der Kirche und nachmittags auf dem schönen Spaziergang! Und gehen wir nicht morgen schon in unsere Sommerfrische? Was macht's aus, daß unsere Sommerfrische nur der Stuttgarter Hasenberg ist? Der Wald dort oben ist grad so schön wie anderswo und die Sonne scheint so warm und schön, der Himmel ist so blau und die Luft so rein wie sonstwo . . .“

„Aber, einen Bräutigam wirst du droben auf dem Hasenberg nicht finden, Mariechen!“ sagte wehmütig die Mutter.

„Ich will doch schon längst keinen!“ lachte Mariechen, „bin ich doch fünfundzwanzig Jahre alt, ein Vierteljahrhundert! Ich will ja bloß bei dir bleiben, das weißt du ja, Mutter, ich hab' ja dich!“

„Ja, du bist mein gutes Kind,“ sagte die Mutter, „das nie an sich selbst denkt und

Mariechen mit einer besonderen feierlichen Betonung, gerade als wollte sie sagen, „ein Billett nach Oberstdorf!“ Und sie musterte noch einmal alle die sieben Sachen, welche in dem Proviantkorb Platz hatten: Brot und Butter, hartgekochene Eier, Kettich und Wurst. Ja, man brauchte vieles für einen ganzen langen Tag! Welchen Appetit bekam man doch in der herrlichen Waldluft — zehnmal besser schmeckte dort das einfachste Essen als all die feinen Sachen, die Mariechen manchenmal bei ihren Kunden bekam.

Manchmal trafen sie auf dem Hasenberg Bekannte: Mariechen schloß sich so dann den andern Mädchen an und machte mit ihnen längere Spaziergänge, während sich die Mutter in einer Hängematte ausruhte, welche sie geliebt be-



Dr. Franz Böhm, badischer Kultusminister 1. (Mit Teget.)

kommen hatten von ihrer Hausfrau. Mariechen blühte förmlich auf in der frischen Waldluft, ihre Wangen färbten und rundeten sich schon in der ersten Woche.

Als Mutter und Tochter eines Nachmittags ihren Kaffee auf der Terrasse im Jägerhaus tranken, kam ein fremder Herr an ihrem Tisch vorbei. Sie wußten nicht, daß er von der Erde aus die blonden Köpfe des jungen Mädchens mit einem gewissen Interesse gemustert hatte. Dann



Ein Granat-„Splinter“:

Innenfläche eines Sprengstücks einer 38-cm-Granate, die wahrscheinlich von einem englischen Schiffsgeschütz abgefeuert wurde. Dieser Granatsplinter wiegt 210 Pfund.

erhob er sich und schritt ab sichtlich an dem Tisch vorbei, Mutter und Tochter ansehend. Jetzt stupte er einen Augenblick, aber schon lächelte er höflich den Gut.

„Frau Zeller aus D...“, wenn ich mich nicht täusche?“ sagte er dann höflich.

„Ach, Herr Bachmann!“ riefen die beiden zu gleicher Zeit in größtem Erstaunen, „ja, was tun Sie denn in Stuttgart?“

„Ich habe eine Anstellung als Lehrer bekommen und benütze die Gelegenheit, mir Stuttgart anzusehen. Und was tun Sie hier in Stuttgart, wenn ich fragen darf?“ erkundigte sich der junge Mann.

„Ach, wir wohnen ja schon seit sechs Jahren hier,“ erwiderte die Mutter, „seitdem das Unglück über uns gekommen ist, als mein Mann starb und dann das Geschäft leider Bankrott machte. Ja, Herr Bachmann, es war eine harte, schreckliche Zeit für uns; aber wenn man eine so mutige Tochter hat, wie Mariechen ist, dann braucht man nicht zu verzweifeln!“

„Sie sind damals ganz spurlos aus unserem Städtchen verschwunden, Frau Zeller, man hat nicht einmal gewußt, wohin — zu Verwandten auf dem Lande, hieß es. Ich habe öfters versucht, Sie ausfindig zu machen, aber vergebens!“

„Ach, Herr Bachmann,“ fuhr die Mutter fort, „wir waren damals so im Unglück drin, und da dachten wir, in Stuttgart, in einer Großstadt, könnten wir am ehesten unbemerkt weiterleben. Wir waren ja über Nacht arme Leute geworden, und es wäre uns peinlich gewesen, in so ganz anderen Verhältnissen in D... wohnen zu bleiben. Meine Tochter ist jetzt Näherin; sie verdient sich ein ganz hübsches Geld; sie hilft mir die Miete zahlen und so manches andere; — ja, Herr Bachmann, wir sind jetzt eben arm.“

Die alte Frau sagte alles ungeschönt und offen in dem Bewußtsein, daß sie sich vor niemand ihrer Armut wegen zu schämen brauchte. Die Hauptsache war, daß sich Mutter und Tochter ehrlich und redlich durchgeschlagen hatten und keinem Menschen einen Pfennig schuldeten.

Herr Bachmann hatte sich zu ihnen an den Tisch gesetzt und auch sich Kaffee bestellt. So plauderten sie, bis es Abend wurde, und der junge Mann bot sich an, sie nach Hause zu begleiten.

„Ob sie morgen wohl wieder in den Wald kämen?“ fragte er, als sie später Abschied nahmen.

„O ja, das ist ja unsere Sommerfrische, Herr Bachmann,“ lautete die muntere Antwort; „wir können es ja nie mehr erschwingen, wie früher im Sommer zu verreisen, aber dafür erlauben wir uns diese Erholung täglich, bei schönem Wetter hier heraufzufahren und den Tag in dem Wald zuzubringen.“

Und Herr Bachmann kam auch getreulich in der folgenden Zeit jeden Tag auf den Hasenberg, so gegen Mittag, wenn er seinen Gang durch die Stadt beendet hatte; sie trafen sich dann im Jägerhaus auf der Terrasse und speisten zusammen.

Eines Nachmittags, da die Mutter in der Hängematte ruhen mußte, machten Mariechen und Herr Bachmann einen schönen Spaziergang; sie waren fast bis zum „Schatten“ gewandert, aber dann hatten sie sich umgekehrt.

Es war freilich zu entschuldigen, daß sie so weit fortgewandert waren: Herr Bachmann hatte so viel von seiner neuen Stellung erzählt und von der Dienstwohnung, die er jetzt hatte; schließlich fügte er an: „Und nun ist's so weit, daß ich heiraten kann!“

„Ach ja — natürlich, Sie wollen heiraten, Herr Bachmann!“ Ganz sonderbar klang Mariens Stimme.

„Ja, das hoffe ich bald zu tun, Fräulein Marie“, erwiderte er. „Das Haus muß doch eine Hausfrau haben, und ich denke mir's so schön, wenn dann meine Frau und ich darin sind und bei uns die liebe, sorgende Mutter, die unser Glück bewacht. Nur kommt's noch darauf an, ob das liebe Mädchen mich haben will!“ — fügte er an.

„Ach, das wissen Sie noch nicht einmal?“ fragte Mariechen. „Sie sind also noch gar nicht verlobt?“ dabei lachte sie kurz, fast gezwungen, als fiede ihr etwas in der Kehle.

„Nein,“ sagte er und wurde ernst, „ich habe sie noch nicht gefragt, ob sie mit mir zusehen will, es ist ja ein ganz kleiner Ort und eine bescheidene Anfangsstellung.“ Und jetzt machte er halt und faßte die Hände des jungen Mädchens. „Fräulein Marie, lassen Sie mich nur offen fragen, möchten Sie — wollen Sie nicht meine Frau werden?“

Mariechen war ganz überrascht; dann aber war es, als ob ihr für einen Augenblick schwindelte — vor Glück. Im nächsten Moment aber hatte sie sich wieder gefaßt und sprach ruhig und ernst: „Sie sind sehr gütig — aber wie sollte ich nur die Mutter verlassen? Nein — ich danke Ihnen tausendfach; aber das kann ich nicht, ich muß bei der Mutter bleiben.“

„Aber ich habe das doch vorher gesagt, wo ich von der Mutter sprach, da hab' ich doch deine Mutter gemeint. Ich habe ja nie meine Mutter gekannt, sie starb, als sie mir das Leben gab; laß

mich doch jetzt endlich mit dir, der Braut, auch eine liebe gute Mutter bekommen!“

Und so waren sie selig wieder zurückgewandert zur Mutter. Die Mutter aber hatte sich nicht sehr geärgert über das längere Wegbleiben der beiden; sie hatte es ja kommen sehen. Und sie hatte im stillen die Hände gefaltet und dem lieben Gott gedankt um ihres Kindes Glück.

Es war ein gar glücklicher Heimweg — vom Hasenberg bis zu dem engen Gäßlein der Altstadt; diesmal mußte Herr Bachmann hinauf in die niedrigen Stübchen und die Mutter holte aus dem Keller die Flasche guten Weins von ihrer letzten Krankheit her. Die wurde jetzt zur Verlobung geöffnet. Und dann saßen sie glücklich beisammen; der Mond aber guckte zum Fenster hinein und übergoss drei frohe Menschengesichter mit seinen Strahlen.

Als die Frau Revisor im September heimkam, stellte sich's heraus, daß es doch noch Zeit hatte mit dem Brautkleid für Fräulein Hedwig. Andererseits mußte Mariechen bedauern, daß sie Anfang September doch nicht zum Nähen kommen konnte. „Sie habe keine Zeit,“ sagte sie halb verschämt-glücklich, „da sie eine ganze Brautaussteuer bis Ende Oktober zu machen habe, und das Brautkleid sei noch nicht einmal angefangen. Mein erstes Brautkleid, das ich zu nähen habe!“ flüsterte sie vor sich hin.

„Ja für wen denn, Fräulein Marie, doch nicht für die Braut des reichen Kaufmanns Stolz?“ fragte die Frau Revisor. „Er hat sich ja in Oberk Dorf verlobt mit einem sehr reichen Mädchen. Ja, die jungen Herren sehen heutzutage mehr auf Geld als auf gute Familie...“

„Nein, Frau Revisor, es ist meine eigene Aussteuer!“ sagte Mariechen, und wurde ganz rot vor Glück.

„Ja was! Sind Sie verlobt?“

„Ja, Frau Revisor, ich habe mich in der Sommerfrische verlobt!“ ganz stolz vor Freude sprach sie das.

Fräulein Hedwig aber riß Mund und Augen auf. „In der Sommerfrische!“ rief sie. „Ja wo waren Sie denn, Fräulein Marie?“

„Auf dem Hasenberg, Fräulein Hedwig, dort oben im Wald, da hab' ich mich verlobt!“

Surusreisen auf hoher See.

Von Alfred Wello-Dresden. (Nachdruck verboten.)

Vor mehreren hundert Jahren galten Seereisen als gefährvoll. Nur Männer mit unerschrockenem Wagemut gingen auf das Meer hinaus, um entweder fremde Länder zu erschließen oder Waren nach anderen Küstengebieten zu befördern. Die Handelsfahrzeuge zur damaligen Zeit konnten nur schwer dem Wind und Wetter standhalten. So manches dieser Schiffe ist mit der gesamten Ladung und Besatzung durch einen heftigen Orkan untergegangen. Die heutige Schifffahrt kennt diese Gefahren nicht mehr in dem gleichen Maße. Die Entwicklung der Schiffsbaukunst hat viele Schutzmaßregeln erfunden, um Sturm und Wetter Trost zu bieten. Noch vor fünfzig Jahren galt eine Reise nach Amerika als ein Ereignis. Heute verkehren von Hamburg und Bremen wöchentlich mehrere Dampferlinien nach New-York, alle großen Hafenplätze unterhalten Schifffahrtslinien mit allen überseeischen Küstengebieten, und Handels- und Passagierdampfer durchkreuzen das Weltmeer wie die Eisenbahnen das feste Land. Es ist in unserer Zeit etwas ganz Selbstverständliches, daß man mal „drüben gewesen ist überm großen Teich“. Unsere Postverbindungen werden durch diese Dampferlinien genau zuverlässig erledigt, und jeder Warentransport wird hier ebenso gut an Ort und Stelle gebracht wie durch unsere Güterzüge. Die deutsche Handelsflotte nimmt nächst der englischen den zweiten Platz ein. Aber auch unsere Passagierdampfer können getrost mit den englischen Linien konkurrieren. Die Hamburg-Amerika-Linie, von jeher als erstklassige Passagierverbindung mit Nordamerika bekannt, hat eine so vornehm ausgestattete Dampferflotte, daß man diese Überseereisen als eine Erholung betrachten muß. Da nun aber die Fahrt auf dem Meere noch den Vorzug hat, die Nerven durch die frische, salzhaltige Seeluft zu kräftigen, so können Seereisen gleichzeitig auch den gesamten Organismus des Körpers neu beleben und stärken.

Die Luft auf dem Meere ist frei von jeglichem Staub oder Bazillen. Auf einer längeren Seefahrt muß der Körper gesund, denn ihn umgibt nichts wie reine, frische Luft, die auch ungehindert allen Räumen des Schiffes zugeführt werden kann. Vermögende Leute unternehmen daher eine Seereise gern zu dem Zweck, ihre Nerven zu kräftigen und ihre Tage in behaglicher Ruhe und bei vortrefflicher Verpflegung zu verbringen. Die Hamburg-Amerika-Linie hat diesen Umständen Rechnung getragen und besitzt einen neuen Dampfer, der beim Vulkan in

Stettin erbaut wurde, der so komfortabel und so nach den neuesten Erfindungen der Hygiene eingerichtet ist, daß hiermit der Anfang zu Luxusreisen auf hoher See gegeben ist. Der neue Dampfer fährt mit Recht den stolzen Namen „Imperator“. Es ist ein Riesenschiff und in seinen Dimensionen von keinem anderen Dampfer übertroffen. Die Länge beträgt 268 m, die Breite 29,9 m und die Tiefe 19,2 m. Um sich einen richtigen Begriff von der Länge dieses Ozeantiesen zu machen, muß man mit ihm andere gewaltige Bauwerke vergleichen. Das Schiff überragt in seiner Länge um 112 m die imposant emporstrebenden Türme des Kölner Domes. Will man aber ein Bauwerk errichten, das dieser Dampferlänge gleichkommt, so muß man nicht weniger als 12 vierstöckige Häuser, jedes 22—23 m lang, aufeinandersetzen.

Der Rauminhalt dieses Riesenschiffes beträgt 50 000 Brutto-Registertons, doppelt so viel als der des größten zurzeit in Fahrt befindlichen Schiffes der Hamburg-Amerika-Linie, des Dampfers „Kaiserin Augusta Victoria“. Manche Passagiere, die noch nicht seefest sind, haben durch die Seekrankheit anfangs zu leiden. Der „Imperator“ besitzt auch eine zeitgemäße Neuerung. Bekanntlich entsteht die Seekrankheit durch die Bewegungen des Schiffes während der Fahrt. Durch das sogenannte Schlingern. Das Schiffswollen oder Schlingern zu beheben, wurde schon jahrelang angestrebt. Je stärker der Seegang, um so stärker naturgemäß auch die rollende Bewegung des Schiffes, die bei so manchem Reisenden Brechreiz und Unwohlsein zur Folge hat und mit dem Namen Seekrankheit bezeichnet wird. Dem Direktor der Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg, namens Hermann Frahm, ist es nun gelungen, einen sogenannten „Schlingertank“ zu konstruieren, der das Schlingern oder Wollen des Schiffes abdämpft und damit wesentlich zur Vermeidung der Seekrankheit beiträgt. Dieser Schlingertank ist ein mit Wasser gefüllter, besonders konstruierter Behälter, der in das Schiff mit eingebaut wird. Versuche mit dem Frahm'schen Tank haben ergeben, daß selbst stark schlingende Schiffe eine fast gänzlich ruhige Fahrt zu verzeichnen hatten. Die Schaufelbewegungen des Dampfers werden also durch den Tank gehemmt, das Schiff hat in seinem Innenbau eine Widerstandskraft erhalten, die hier ausgleichend oder mindestens abdämpfend wirkt. Für Kriegsschiffe dürfte der Frahm'sche Schlingertank noch die besondere Bedeutung haben, daß seine Anwendung ein ruhiges Verhalten des Schiffes während des Geschüßfeuers ermöglicht. Der Einbau dieses Schlingertanks, der sicher von allen Reisenden als eine schätzenswerte Neuheit empfunden wird, muß die Behaglichkeit auf diesem Luxusdampfer noch erhöhen.

Wenn auch bei jedem neuen Dampferbau der Hamburg-Amerika-Linie für allen nur möglichen Komfort gesorgt wurde, so ist der „Imperator“ einem Riesen-Palasthotel zu vergleichen, bei dessen Inneneinrichtung alles berücksichtigt wurde, was außer einer wahrhaft fürstlichen Pracht auch die Hygiene an Bord erfordert. Die Promenadendecks für jede Passagierklasse gleichen einer Strandpromenade, die aber noch den Vorteil hat, durch verschiebbare Glasfenster gegen Regen und Zugwind geschützt zu sein. Wenn man zweieinhalbmal um das Deck des Dampfers herumgeht, so hat man mehr als einen Kilometer Wegstrecke zurückgelegt. Auf den Promenadendecks versammelt man sich wie zur Kurpromenade. Man hört den lustigen Weisen der Bordkapelle zu, oder es werden Bordspiele von der Jugend arrangiert, während andere sich die Zeit mit Lesen und Plaudern vertreiben.

Sehr vielen Zuspruch finden auf dem „Imperator“ die hier erstmalig eingerichteten Kaffeeluben. Sie sind mit eleganten Korbmöbeln ausgestattet. Reizende Nischen unter Palmen laden zum Ausruhen ein, und abends verwandelt sich der gesamte Raum in einen eleganten Tanzsalon. Da lassen sich dann die Schönen von Neuport, angetan mit kostbaren Gewändern, von ihren Landsleuten oder Jung-Deutschland zum Walzer bitten, und während die Turbinen die Meereswogen zerteilen und das stolze Schiff seinem Ziele entgegenführen, erfreut man sich an Bord genau so wie im Ballsaal an Musik und Tanz.

Alle Treppenhäuser im Schiffsinnern sind wie in einem erstklassigen Hotel mit vornehmstem Geschmack ausgestattet. Wer hier eintritt, glaubt in einem Märchenschloß zu wandeln. Alle Gänge sind mit Linoleum belegt. Lautlos geht der Fuß über Läufer und Teppiche, und jedes Deck ist durch Fahrstühle mit dem anderen verbunden. Die Schiffskabinen selbst werden Muster sein an behaglicher Eleganz. Die Rauchsalons und die Speisesäle sind mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Man hat aber alle diese Räume nicht nur prunkvoll ausgestattet, sondern auch mit wahrhaft vornehmer, künstlerischem Schmuck versehen. Gemälde erster Künstler erfreuen unser Auge, farbenschöne Wandbelleidungen, reizvolle Beleuchtungen, Blattpflanzen, Palmen und Blumen sind durch die Räume verteilt. Hier sind Farben- und Innendekorationskünstler am Werk gewesen, etwas einzig Schönes zu schaffen.

Die Kabinen der ersten Klasse sind wie vornehmste Wohn- und Schlafräume an Land eingerichtet. Selbst das Telephon fehlt nicht, um etwaige Wünsche an das Personal zu vermitteln. Ein reizendes Plätzchen zum behaglichen Genießen bildet der Wintergarten mit seinen tropischen Pflanzengruppen und Springbrunnen. Man könnte fast glauben, im Süden an der Riviera zu weilen; denn aus dem Gebüsch ertönt der Sang der Nachtigallen, die hier auch in Käfigen die Reise über den Ozean mitmachen. Wer seinem Körper gymnastische Erholung angedeihen lassen will, begibt sich in den Turnsaal oder kräftigt sich an den sogenannten Fanderapparaten. Auf Wunsch erscheint aber auch zur bestimmten Stunde der Masseur oder die Dame für Maniküre.

Die neueste Erfindung auf hygienischem Gebiete besitzt der „Imperator“ in seinem Schwimmbassin im pompejanischen Stil. Man kann also während der Ozeanfahrt ein Seebad nehmen. Die Benutzung dieser Seebäder ist den Passagieren kostenlos gestattet. Durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung wird verhindert, daß bei hohem Seegang das Wasser im Bassin die Innenräume übersfluten kann. Dieses Seebad ist luxuriös ausgestattet und besitzt anschließend daran medizinische Bäder und Massageräume.

Trinkwasser wird an Bord für die Passagiere in Wassertanks von vielen hundert Kubikmeter Rauminhalt mitgeführt. Für Krankheitsfälle an Bord sind auch alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Mehrere Ärzte und Heilgehilfen und Krankenpflegerinnen sind auf jeder Fahrt anwesend. Dann sind eine Schiffsapothek, Verbandszimmer und mehrere Hospitalräume vorhanden. So könnten selbst bei Unglücksfällen schwierige Operationen während der Fahrt vorgenommen werden. Diese Räume befinden sich in der Mitte des Schiffes; wodurch für größte Ruhe während des Schiffsgangs gesorgt ist.

Im Küchenhaushalt des Dampfers wird zum Betriebe von Wasch- und Putzmaschinen die Elektrizität verwendet. Auch Eierkocher, Kaffee- und Teemaschinen werden durch Elektrizität erwärmt.

Eine ebenfalls sehr beachtenswerte Neuerung bietet der „Imperator“ durch seine bisher noch nirgends eingeführten Ventilationsanlagen. Die über Deck hinausragenden gewaltigen Ventilationsröhren sind verschwunden. Sie werden durch künstliche Ventilation ersetzt, durch Anwendung von elektrisch betriebenen Zentrifugalventilatoren, die Hunderte von Kubikmetern frischer Luft in alle Räume des Schiffes bringen. So ist die Fahrt mit dem „Imperator“ eine Luxusreise zur See, wie man sie vornehmer nicht finden kann. 50 Millionen Mark kostet dieses schwimmende Riesen-Palasthotel, das 5000 Menschen in seinen Räumen gastliche Unterkunft bieten kann. Die deutschen Ozeandampfer sind in bezug auf Sicherheit der Fahrt und Eleganz den englischen Dampferlinien vollständig ebenbürtig. Die Amerikaner bevorzugen hauptsächlich die deutschen Linien. Die vermögenden Multimillionäre werden sich auf dem „Imperator“ besonders heimisch fühlen, weil sie hier die gleiche Pracht umgibt wie in ihren fürstlich ausgestatteten Wohnräumen. Möge dem gewaltigen Schiffsriesen, auf den die deutsche Nation stolz sein kann, stets eine glückliche Fahrt beschieden sein.

Zeitvertreib

Ein Versuch über Gedankenbewegung.

Man verschafft sich eine kleine Glasplatte, die etwas größer ist als die Hand. Sodann nimmt man drei Billardkugeln und legt die Glasplatte darauf. Hat man keine Billardkugeln, so genügen schließlich drei große „Nur-meln“, die jedoch glatt sein müssen. Glasplatte und Kugeln stellt man auf einen glattpolierten Tisch, auf den man einen Bogen Schreibpapier gebreitet hat. Dann besetzt man noch durch Aufkitten an einer Ecke der Glasplatte oder auch an einer ihrer Längsseiten einen Bleistift, dessen Spitze das Papier berührt. Nachdem diese einfachen Vorbereitungen getroffen sind, laden wir einen unserer Freunde ein, auf einem Stuhl Platz zu nehmen und seine Hand auf die Glasplatte zu legen. Dann hängen wir vor ihm eine Pendeluhr auf, so daß er das Hin- und Hergehen des Pendels gut erblicken kann. Statt der Pendeluhr können wir auch ein „Metronom“ nehmen, also eines jener



Instrumente, wie sie zur Angabe des Tastes in der Musik benutzt werden. Jetzt soll unser Freund ruhig und unbeweglich bleiben und das Auge auf das hin und her gehende Pendel beziehungsweise den Zeiger des Metro- noms gerichtet halten. Er darf aber um Himmels willen dabei mit der Hand keine Bewegung machen. Wir andern sehen herum und warten geduldig, wie lange er das aushält. Sehr lange brauchen wir da nicht zu warten, denn gar bald wird seine Hand im Takte des Pendelschlages hin und her gehen, und der Schreibstift wird diese Bewegungen in Form einer Zickzacklinie auf dem Papier aufzeichnen. Ob er will oder nicht — er muß! Warum er muß, ist ein psychologischer Vorgang, den wir als die „Bewegung des Gedankens“ bezeichnen können. Bekanntlich werden unsere willkürlichen Bewegungen durch Übertragung der Gedanken mit Hilfe der so- genannten „mo- torischen“ Ner- ven ausgelöst. Wir fassen den Gedanken, der Nerv überträgt ihn, der Mus- kel führt die Bewegung aus. Bei unseren Versuche wer- den durch das hin- und her- gehende Pen- del die Gedan- ken in eine be- stimmte Rich- tung gelenkt. Sie werden ge- wissermaßen nach dem Takt- schlage ange- ordnet. Diese Gedanken be- stehen aber da- rin, daß unser Freund eben denkt, er müsse nun die Hand ganz ruhig hal- ten. — Nach einiger Zeit denkt er dies taktmäßig. Bald aber verkehrt sich durch psychologische Einflüsse der Gedanke ins Gegenteil.



Hinter der deutschen Kampffront bei Arras: Gefangene farbige und weiße Engländer.

leert, einen Zahn ziehen läßt!" Und so geschah es. — Die beiden un- sere braven Bürger von Bradniff? fragte Karl den zurückgekehrten Rochefort. „Sire, Ihre Loyalität war überwältigend! Wenn ich noch länger bei ihnen geblieben wäre, hätte ich keinen Zahn im Munde behalten!"

Gemeinnütziges

In den Monaten August und September sind in Wiesenbächen und überall, wo Wiesen an das Wasser grenzen, die Guschreden ein ausgezeich- neter Adzer auf Aschen, Forellen, Aitel und Weißfische. Auch die künst- liche Guschrede ist mit gutem Erfolg zu ver- wenden.

Abgarber kann, eine gute Düngersubstanz vorausgesetzt, eine Reihe von Jahren Stiele liefern; aber zur Blüte darf die Pflanze als- dann nicht kom- men. Im Herbst wird recht scho- nend um sie herum gegrab- en und eine reichliche Dün- gung gegeben. **Gärendes** nehmen leicht dumpfe Gerü- che an. Kartoff- eln, Gemüse, Serringe sollten deshalb nicht mit dem Mist zusammen im- selben Keller- raum lagern.

Honig darf nur in völlig luftdicht schließenden Gefäßen und an völlig trockenen Orten aufbewahrt werden. Sonst wird er leicht sauer. — In Steingutgefäßen aber, die sich nach oben zu verjüngen — Krügen —, darf Honig nicht unterge- bracht werden, weil er beim starken Wandern leicht die Gefäße zerprengt.

Zur Aussaat von Pensee, Rhodotis usw. für den Frühlingsflor ist es jetzt die beste Zeit. Man läßt recht dünn, damit die Pflanzen, falls Zeit zum Umstopfen mangelt, nicht zu lang werden. **Hornspähne** zerfallen sich langsamer als Horn- mehl. Die Wirkung tritt deshalb später ein, dauert aber auch um so länger.

Wird Quastfleisch vor dem Kochen 24 Stunden eingeweicht, so ist weniger Kochdauer erforderlich. Unterbleibt dies, so ist eine Stunde lang zu kochen.

Auslösung.

R	A	Y	O	N	N	E
J	O	H	A	N	N	E
J	O	R	D	E	N	
E	R	A	T	O		
R	E	H				
N	I	G	E	R		
S	I	C	H	A	H	
O	T	H	E	L	L	O
N	E	H	E	M	I	A

Logogriph.

Mit a ein heißer Bienenstock,
Mit i durchdringt ein Nachbarland.
Julius Fald.

Scharade.

Das Erste gibt uns nährend Brot,
Das andre blüht, weiß, blau, gelb, rot,
Das Ganze prangt zur Sommerzeit
In seinem schönen, blauen Kleid.
Julius Fald.

Schachlösung en:

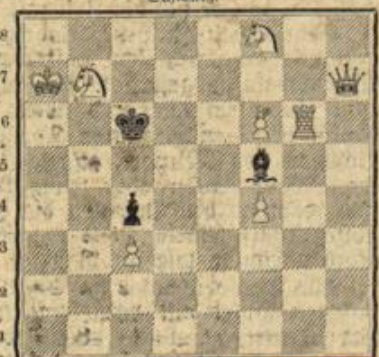
Nr. 134. 1) Dg4-g1 etc.
Nr. 135. 1) Dh7-h1 etc.

Richtige Lösungen:

Nr. 124. Von G. E. Kitzmayer in
Horchheim.
Nr. 125. Von Unteroffiz. Engelhardt
in Bismarck.
Nr. 126. Von S. Kötterreuther
in Horchheim.
Nr. 131. Von H. Dammels in Wilten-
berg a. M.
Nr. 132. Von A. Martens in Arras
(Zachfen).
Nr. 133. W. Schramberger, Bismarck.

Problem Nr. 136.

Von Dr. J. Frankenstein.
(Deutsche Schachzeitung, 1907.)
Schwarz.



A B C D E F G H
1 2 3 4 5 6 7 8

Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Domogams: Keine.
Des Bilderrätsels: Alter Freund und altes Schwert, sind in Ruten Goldes wert.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Unsere Bilder

Dr. Franz Böhm, badiischer Kultusminister, starb in Karlsruhe im Alter von 54 Jahren. Der Verstorbene stammte aus Mannheim, studierte in Heidelberg und Berlin, war nach seinem Eintritt in den badiischen Staatsdienst als Richter und Staatsanwalt in verschiedenen badiischen Städten tätig und wurde 1899 in das Ministerium für Kultus und Unterricht berufen, dem er seit 1911 als Minister vorstand. Als solcher förderte er besonders das Fortbildungsschulwesen, die badiischen Univer- sitäten und die Karlsruher Hochschule.

Allerlei

Stimmt's? „Herr Zugführer, habe ich noch Zeit genug, um mich von meiner Frau zu verabschieden?“ — „Ja, mein Herr, so ohne wei- teres kann ich das nicht sagen, da muß ich doch erst wissen, wie lange Sie schon verheiratet sind.“

Moses Mendelssohn war bekanntlich zuerst Hauslehrer und dann Buchhalter bei dem reichen Seidenfabrikanten Bernhard. Als dieser starb, nahm dessen Witwe den Philosophen als Kompagnon für ihr Ge- schäft an. Eines Tages, als Mendelssohn mit seinem Freund Lessing über die Straße ging, hörten die Freunde, wie zwei Damen von Mendelssohn sprachen. „Sehen Sie, lieber Mendelssohn,“ sagte Lessing scherzend, „Sie haben mit Ihrer Literatur selbst bei den Damen Glück.“ — „O nein,“ entgegnete Mendelssohn bescheiden, „die Damen unterhalten sich über die neuen Musterproben, welche ich ihnen verschickt habe.“

Als Karl II. von England nach der verlorenen Schlacht von Worcester floh, kam er auch in die kleine Stadt Bradniff (Devonshire), die ihn höchst loyal aufnahm. Als Karl neun Jahre später zurückkehrte, bat die Stadt um seinen abermaligen Besuch, den Karl aber ablehnen mußte, dafür aber Ro- chester, seine rechte Hand, sandte. Diesem kam die Mission sehr ungelegen, und um den Bürgermeister, bei welchem er einen neuen, sehr teuren Ro- chester bemerkt hatte, zu ärgern, brachte er bei Tafel folgenden Toast aus: „Jeder, der heute seinen Hut auf das Wohl des Königs geschwenkt, werfe ihn jetzt ins Kaminf Feuer!“ Ruhig und ohne Besinnen geschah dies aller- seits; auch der teure Kasten des Bürgermeisters wurde von den Flammen verzehrt. Der Bürgermeister, der an diesem Tage an Zahnschmerzen litt, erhob sich bald darauf und sprach: „Wenn wir vorhin durch unser gemein- samen Gutmotus symbolisch andeuteten, daß wir unser Gut für unsern König gern opfern, so laßt uns jetzt beweisen, daß wir auch mit Fleisch und Blut für ihn einstehen und jeden Schmerz für ihn erdulden. Zu diesem Zwecke schlage ich vor, daß jeder von uns, bevor er seinen Becher